

Nancy Brandt



PERSPEKTIVWECHSEL
CORONA

Momentaufnahme der Gesellschaft in Zeiten der Pandemie

BAND 1

Nancy Brandt

PERSPEKTIVWECHSEL
CORONA

Momentaufnahme der Gesellschaft in Zeiten der Pandemie

BAND 1

@ 2022 Nancy Brandt
Herstellung und Verlag: DOKBUCH, Leipzig
Transkription: Lea Sauerbaum, Kai Ali Gürkan, Nancy Brandt
Lektorat: Jasmin Simon, Christiane Widmann

ISBN 978 3 00 072646 0

www.perspektivwechsel-corona.de

Inhalt

Vorwort	7
Rebekka, 43, Schauspielerin	9
Peer, 30, Betriebsleiter, Student	14
Katharina, 40, PR-Expertin & Landwirtin	19
Peter, 65, Beauftragter für Migration und interreligiösen Dialog, Pfarrer	23
Musiker, 45	30
Christa, 81, Schneidermeisterin und Lehrausbilderin in Rente	34
Axel, 58, Bäckermeister	39
Sylvie, 39, Grundschullehrerin	44
Andrea, 61, selbstständige Beraterin im Gesundheits- und Sozialwesen	49
Maik, 37, Elektrotechniker	54
Johanna, 30, Sozialarbeiterin	60
Rika, 19, FSJlerin	68
Anja, 49, Oberärztin für Anästhesie und Palliativmedizin	74
Dorothea, 63, Heimleiterin in der Altenpflege	83

Svetlana, 57, Tagesmutter	92
Thomas, 52, Künstler und Gastronom	102
Monika, 53, Bundestagsabgeordnete	110
Jing, 35, Journalistin	118
Katharina, 41, Kundenberaterin für vermögende Privatkunden bei einer Bank	125
Juri, 37, Architekt und Hochschuldozent	133
Katrin, 44, Geschäftsführerin in einem großen Kulturbetrieb	140
Danksagung	149
Über die Herausgeberin	151

Vorwort

Im November 2020 saß ich deprimiert in meinem Wohnzimmer. Der zweite Lockdown hatte gerade angefangen und ich fragte mich, wie es wohl den vielen anderen Menschen da draußen in meiner Stadt geht. Mit welchen Gefühlen gehen sie durch diese Zeit? Welche Erfahrungen haben sie gemacht und mit welchen Problemen haben sie zu kämpfen? Bin ich alleine mit meinen Gedanken oder teilen wir am Ende alle ähnliche Ansichten? Aus diesen Fragen heraus entstand die Idee zu diesem dokumentarischen Fotobuchprojekt. Für PERSPEKTIVWECHSEL CORONA habe ich von Dezember 2020 bis April 2021 Menschen verschiedener Herkunft, Berufe und Alters aus Leipzig, Halle und der näheren Umgebung zu ihren Erfahrungen in dieser für alle außergewöhnlichen Pandemiezeit befragt. Die ausgewählten Personen spiegeln die Perspektiven eines Teils der Gesellschaft wider, sie erheben jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es bleiben bewusst Lücken. Doch sie geben uns eine Ahnung davon, wie unterschiedlich diese Zeit wahrgenommen wurde. Einige haben die Zeit genutzt, um ihr Leben zu ändern. Für viele war es eine Zeit des Verlustes und der Angst. Für manche brachte sie ein Aufatmen und zur Ruhe kommen. Andere haben ganz normal weitergelebt. Und doch gibt es auch wiederkehrende Aussagen, in denen Einigkeit hervorscheint, sei es bei dem Wunsch nach mehr Solidarität oder nach einem besseren Umweltbewusstsein.

Um die unterschiedlichen Perspektiven meiner GesprächspartnerInnen vergleichen zu können, habe ich allen die gleichen vier Fragen gestellt:

1. Inwieweit hat das erste Jahr der Corona-Pandemie dein Leben beeinflusst?
Welche Konsequenzen ziehst du daraus?
2. Gibt es einen Ort, der sich durch die Pandemie für dich in seiner Bedeutung geändert hat?
3. Inwieweit hat sich dein Blick auf unsere Gesellschaft geändert?
Welche Konsequenzen werden für die Gesellschaft daraus folgen?
4. Wie gehst du selbst mit dem Virus um?
Wirst du dich impfen lassen?

Die Gespräche machten mir deutlich, dass es nicht DIE eine Antwort gibt und sie zeigten mir, wie schwierig es allen Beteiligten fällt, diese Zeit für sich selbst einzuordnen und damit umzugehen. Die Antworten auf die Frage nach dem besonderen Ort bereicherten das Projekt zusätzlich auf einer metaphorischen, bildlichen Ebene. Alle GesprächspartnerInnen wurden von mir an ihren besonderen Orten porträtiert. Die Bilder sind bewusst komponiert. Die Nahaufnahme der Person an ihrem Ort verspricht eine erste Annäherung, mit der

man in den Text eintauchen kann. Das zweite Foto zeigt in einer weiten Einstellung den/die Interviewte/n an seinem/ihrer besonderen Ort. Die Personen sind stets Teil des Raums, stehen aber nie im Vordergrund. Sie fügen sich ins Gesamtbild ein und geben damit Freiraum, diesen Ort für sich selbst zu entdecken. In Verbindung mit den Gesprächsaufzeichnungen entsteht somit eine Art poetisches „Tagebuch der Gesellschaft“. Es bietet die Möglichkeit, kurz auf den Pausenknopf zu drücken, innezuhalten, unterschiedliche Blickwinkel einzunehmen, in Gedanken zu verweilen und sich zu erinnern. Wo stehe ich selbst und was hat diese Zeit mit mir gemacht? Und vor allem: Was können wir für die Zukunft aus unser aller Erfahrungen lernen?

15. Juni 2022, Nancy Brandt

HINWEIS: Alle meine GesprächspartnerInnen haben ihren Text vor der Veröffentlichung zur eigenständigen Korrektur und Abnahme erhalten. Deshalb gibt es unter anderem bei der Genderformulierung unterschiedliche Schreibweisen, die ich bewusst so gelassen habe.

Rebekka, 43, SchauspielerIn

1. Dezember 2020



Wer weiß, wann wir wieder spielen dürfen

Die Pandemie hat mich massiv beeinflusst. Da ist erstens die Wahrnehmung der globalen Situation. Diese Krankheit erstreckt sich ja über den gesamten Globus und breitet sich immer weiter aus. Dieses Bewusstsein dafür, welche Gefahr von dieser Krankheit ausgeht, ist schon sehr präsent.

Für mich persönlich hatte es zur Folge, dass ich von einem auf den anderen Tag keine Arbeit mehr hatte. Ich bin am Theater tätig. Ich bin SchauspielerIn. Das Kabarett musste zwei Monate lang schließen. Ich hatte keine Arbeit mehr. Keinen Verdienst. Man hat ein bisschen von dem gelebt, was man sich zur Seite gelegt hatte. Wir haben uns dann innerhalb des Ensembles getroffen und haben auch auf die Situation der Künstler aufmerksam gemacht, indem wir eine Kulturdemonstration auf dem Markt veranstaltet haben. Einfach um zu sagen: Wir sind noch da! Vergesst uns bitte nicht! Wir dürfen nicht spielen. Aber wer weiß, wenn wir wieder spielen dürfen, unter welchen Bedingungen auch immer: kommt vorbei! Wir waren auch am aktuellen Geschehen dran und sind gleich, nachdem wir wieder arbeiten durften, mit einem Corona-Stück rausgekommen. Im Kabarett kann man so was machen. Das ist sehr schön,

das auch mal ein bisschen auf den Arm nehmen zu können, aber auch die Probleme zu zeigen.

Auf der anderen Seite habe ich mich darüber gefreut, dass ich plötzlich so viel Zeit für mich hatte und ich Hobbys nachgehen konnte wie Nähen oder Handarbeiten. Oder mal wieder ein Buch lesen, was ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gemacht habe. Die ganze Zeit davor bin ich mit dem Theater immer auf Tour gefahren. Und ich dachte mir: Mir fehlt die Zeit mit der Familie. Dann kam dieser harte Lockdown im März und ich war erstmal begeistert davon, dass ich mit meiner Familie so viel Zeit verbringen konnte. Aber nach drei Wochen hat es mir dann auch irgendwann gereicht und ich habe gemerkt, dass es schwer ist, einfach die ganze Zeit zu Hause bleiben zu müssen und sich nur mit dem Kind beschäftigen zu können. Das war neu für mich.

So ein Dreijähriger braucht einfach Beschäftigung. Und das ging bei mir hart an die Grenzen und an die Stärke der Nerven. Da habe ich auch erstmal Respekt dafür bekommen, was so eine Erzieherin den ganzen Tag mit dem Kind stemmen muss.

Ich habe mir auch darüber Gedanken gemacht, wie schön es jetzt wäre, noch ein Geschwisterkind für unseren Jungen zu haben.

Beruflich ging's dann zwar ein bisschen im Sommer wieder aufwärts, aber trotzdem wurden Gastspiele abgesagt. Ich bin nie wieder auf den Stand gekommen, den ich mit meinem Freiberuflerdasein vor der Pandemie hatte. Die Leute gingen weniger ins Theater. Und es wurden ja auch grundsätzlich weniger Leute ins Theater gelassen. Und jetzt das Gleiche wieder. Ich weiß nicht, wann ich mal wieder auf einer Bühne stehen werde bzw. das Theater wieder aufmachen kann. Das ist mein Beruf. Ich kann vollkommen verstehen, dass man lieber auf Sicherheit geht und solche Großevents – es betrifft ja alle in der Richtung – schließt oder erstmal verbietet, aber es geht bei mir mittlerweile auch um meine Selbstständigkeit. Bei mir geht es nicht um die Existenz der Familie. Zum Glück hat mein Mann einen Job, den er auch die ganze Zeit vom Homeoffice aus ausüben kann. Aber ich kann nicht mehr arbeiten und fühle mich dadurch in meiner, wie man so schön sagt, freien Entfaltung gehemmt. Ich habe praktisch Berufsverbot. Das ist schwer, damit klar zu kommen.

Es gab keinen großen Knall

Was ich aus der Zeit für mich mitnehme? Wie wichtig persönliche Freiheit und soziale Kontakte sind. Wir sind soziale Wesen. Als Familie hat es uns nochmal näher zusammengeführt und die Sorgen umeinander haben sich verstärkt. Und obwohl wir alle so eng aufeinander hockten, gab es keinen Streit, kei-

nen großen Knall. Das hat mir gezeigt, dass wir in unserer Beziehung gefestigt sind und ich sicher sein kann: Alles klar, wir können durch dick und dünn zusammen gehen.

Die Zeit hat uns auf eine harte Probe gestellt. Aber wir haben diese Prüfung bestanden und überstanden!

Und umso mehr genieße ich es jetzt, dass mein Mann auf Arbeit ist und mein Kind noch im Kindergarten. Mal sehen, wann sie wieder schließen müssen. Morgen gehe ich auf eine Probe. Wir wollen uns zu einer ersten Besprechung zu einem neuen Stück treffen, mit dem wir im Frühling dann rauskommen können. Zwei meiner liebsten Kollegen sind leider nicht mehr dabei. Aber trotzdem freue ich mich jetzt darauf. Ich habe wieder richtige Lust und Zeit dafür. Das genieße ich in vollen Zügen.

Der Spielplatz als sozialer Treffpunkt

Für mich ist der Steinplatz mit dem großen Spielplatz zum besonderen Ort in dieser Zeit geworden. Im ersten harten Lockdown konnte man ja nirgendwo hin. Es gab für ein Kleinkind von drei Jahren keine Möglichkeit, auf einen Spielplatz zu gehen. Die Spielplätze waren alle gesperrt. Da habe ich erstmal gemerkt, was für ein sozialer Treffpunkt so ein Spielplatz sein kann. Für Eltern und Kinder. Und das war schon hart zu merken, wie sehr die Kinder so einen Spielplatz einfach brauchen, um sich mal auszutoben und auch Gleichaltrige zu sehen. Gerade mit einem Einzelkind war das schwierig. Unser Sohn hatte auch noch Ende



April, also mitten im Lockdown, seinen dritten Geburtstag. Da haben wir gesagt: Komm, da gehen wir jetzt trotzdem hin. Wir halten uns dort nur auf der Wiese auf, machen ein Picknick und laden in Etappen Freunde von Adam ein. Und dann kam um 15 Uhr die Familie und um 16 Uhr eine andere Familie, alle mit Abstand und Maske. Aber die Kinder haben wir spielen lassen. Es war so schön. Und plötzlich bekam dieser Platz für mich eine andere Bedeutung. Weil ich mich immer daran erinnern werde, dass wir nach 6 Wochen endlich mal wieder so ein großes Gemeinschaftsgefühl dort hatten. Ein großes Familiengefühl. Ein Freundegefühl. Das war so ein schöner Tag. Da kriege ich jetzt noch Gänsehaut, wenn

ich daran denke. Und dadurch habe ich auch, als der Spielplatz dann wieder offen war, den so schätzen gelernt. Dieses Klettergerüst und der Sand überall und die Kinder schreien rum. Ich dachte: ja, schreit wieder rum! Ist das schön hier! Also der hat wirklich eine tiefere Bedeutung bekommen für mich, einen höheren Wert.

Es war eine Ruhe da draußen

Was mich positiv überrascht hat, war die Tatsache, dass sich die Leute wieder mehr auf ihre Umwelt konzentrieren. Für mich ist das selbstverständlich,

seitdem ich denken kann. Umweltschutz, Artenschutz und alles, was damit einhergeht. Viele Leute denken jetzt wirklich darüber nach, sich ein E-Auto zu kaufen, weil sie plötzlich gemerkt haben, wie gut die Luft duftet im Lockdown. Im Lockdown sind kaum Autos gefahren. Es war eine Ruhe da draußen. Du hast die Vögel zwitschern gehört, ohne dass ständig ein schwerer Laster vorbeigefahren ist. Ich hatte das Gefühl, die Luft war sauberer. Auf der anderen Seite denke ich aber, weil es nur noch ein Thema gibt, sind viele gesamtgesellschaftlichen oder aktuellen Themen plötzlich in den Hintergrund gerutscht, wie zum Beispiel Faschismus, Rechtsextremismus. Gerade hier in Deutschland mit diesen ganzen antisemitischen Anschlägen. Wo geht das hin?

Das wurde alles in den Hintergrund gedrängt, obwohl das so ein aktuelles und brisantes Thema ist. Und dadurch, dass es nicht mehr diskutiert wurde, hat es den Boden dafür geebnet, dass antidemokratische Stimmen, nein, Schreie, laut werden und sich in den Vordergrund spielen konnten. Das sehe ich sehr kritisch.

Ich meine, mich hat es auch genervt, dass wir so abgecuttet wurden mit unserem Theater und ich

Man sehnt sich nach Solidarität untereinander in dem Lockdown, in dieser Krise. Und dann wiederum dieses Paradoxon, dass es so unsozialistisch wird, dass diese Nächstenliebe verschwindet.

plötzlich ohne ein Pfennig Geld dastand. Und im Frühjahr dachte ich auch noch: Mensch, Leute, so wenig Fälle! Seht doch mal die Relationen! Über-

treibt ihr es nicht gerade? Aber als jetzt die zweite Welle im Herbst kam, und dann diese ganzen Querdenker hervortraten ... Das hat sich jetzt so sehr mit diesen rassistischen, gewalttätigen Elementen vermischt. Mit der Einstellung „Ich lass mir von einer Regierung nicht vorschreiben, was ich zu tun und zu lassen habe“, werden da faschistoide, rassistische, antidemokratische Parolen geschwungen. Das ist für mich ein Unding. Ich könnte mir niemals vorstellen, auf so eine Demonstration zu gehen. Niemals. Das hat meine Sicht auf die Gesellschaft geändert und mich erschrocken, dass diese Paradoxe, diese Extreme jetzt auftauchen.

In Quarantäne

Mein Mann und ich sind ja beide Anfang November an Covid-19 erkrankt. Nachdem ich das positive Testergebnis erhalten hatte, habe ich erstmal 10 Minuten lang geweint. Ich wusste nicht, was auf mich zukommt. Werde ich einen schweren Verlauf haben? Welche Langzeitschäden werde ich mit mir tragen? Ich bin mir darüber immer noch nicht sicher. Ich hatte Angst, meine Familie zu infizieren. Meinen Sohn, aber auch meinen Mann, der als leichter Asthmatiker vorbelastet ist. Der bekam es dann auch. Er hatte einen ganz anderen Verlauf als ich. Ich hatte einen sehr leichten Verlauf. Bei ihm war zum Glück auch nie die Gefahr, dass er ins Krankenhaus musste. Dann kam das negative Testergebnis unseres Sohnes. Da war ich schon wirklich froh, dass er erstmal nicht in Gefahr war. Mir fiel so ein Stein vom Herzen. Aber diese zwei Wochen häusliche Quarantäne ... Es war psychisch nicht gut. Jeden Tag sagte mein Sohn: „Mensch, es ist schon wieder dunkel und

wir waren wieder nicht draußen!“ Er hat sich wirklich darüber aufgeregt. Er war so traurig. Ich habe versucht, ihm das zu erklären. Wir können nicht, weil wir krank sind. Wir müssen aufpassen. Wir wollen nicht, dass wir andere Leute anstecken. Er hat es auch irgendwann verstanden.

Aber das war für mich in der gesamten Zeit eigentlich das Schlimmste. Dass mein Sohn drei Wochen zu Hause eingesperrt war, keinen sehen durfte außer seiner Familie. Das war für mich schwer.

Keine Schwarzmalerei

Wenn die ersten Impfstoffe rauskommen, stelle ich mich in der Reihe ganz hinten an. Erstmal abwarten, was die STIKO sagt, wie die Wirkung ist und auch erstmal die Risikogruppen dranlassen. Ich bin gesund, ich kann warten. Aber wenn wir dann wieder regelmäßig proben können und wieder Auftritte anstehen, möchte ich mich auf alle Fälle impfen lassen. Ich möchte weder für mich, meine KollegInnen noch fürs Publikum was riskieren.

Insgesamt schaue ich zuversichtlich in die Zukunft. Irgendwie muss die Menschheit ja mit diesem Virus leben lernen. Schwarzmalerei ist nicht mein Ding.



Peer, 30, Betriebsleiter, Student

29. Januar 2021

Anfangs hatte ich auch meine Probleme damit

Die Pandemie habe ich das erste Mal im Januar bemerkt. Ich weiß, dass meine Mutti sich da schon deutlich mehr belesen und zur Vorsicht gemahnt hatte. Die hat das ein bisschen früher gecheckt als ich. Jetzt nicht in Bezug auf Vorräte anschaffen, sondern eben zur Vorsicht mahrend.

Als es dann wirklich Mitte März zum Lockdown kam, war's schwierig. Es kam für mich sehr überraschend und ich war sehr verwundert darüber, wie unterschiedlich die Leute in meiner Umgebung das aufgenommen haben. Manche haben gesagt: Okay, Sicherheit geht vor. Aber es gab auch viele, die meinten, dass das völlig überzogen und übertrieben sei, jetzt alles Mitte März schon zu schließen. Ich hatte anfangs auch so meine Probleme damit. Rein logisch betrachtet, waren die Fallzahlen in Halle so gering ... Ich war dann aber froh, dass Halle so eine Vorreiterposition übernommen hat. Dadurch, dass wir super früh den Lockdown und diverse Regeln hatten, hat sich das im Frühling bei uns gar nicht so richtig ausgebreitet. Aber darum hatte ich auch so ein bisschen das Gefühl, dass das zwar schon eine schlimme Sache ist, aber von mir persönlich doch ziemlich weit weg ist.

Ansonsten war ich im Frühling noch in der Gastronomie tätig. Die Gastrosaison geht ja hauptsächlich von Oktober bis Ostern, ähnlich wie die Grippesaison.

Ich hatte das Gefühl, dass wir alle im Betrieb auf dem Zahnfleisch gekrochen sind. Von daher habe ich die erzwungene Pause erstmal genossen.

Aber sie war nur kurz, weil wir zwei Wochen später mit einem selbst organisierten Lieferdienst angefangen haben. Zu dem Zeitpunkt war ich noch Betriebsleiter. Der Lieferdienst wurde so gut angenommen, dass wir bis zu 70, 80 Prozent unserer normalen Arbeitszeit gearbeitet haben. Nach dem Ende des Lockdowns hat dann die Geschäftsleitung die Entscheidung getroffen, den Lieferdienst und das lokale Geschäft zu kombinieren. Und diese Entscheidung war fatal. Ruhigen Gewissens, dass wir mit vollem Laden schon an unsere Grenzen kommen. Und dann einfach noch einen Lieferdienst oben drauf zu hauen, das hat halt die Qualität und die Zufriedenheit aller Beteiligten zerstört. Ich war in dem Moment das Bindeglied zwischen Personal und Führungsetage und ich habe mir dann die Beschwerden von beiden Seiten permanent anhören müssen. Irgend-

wann ist man dann so überspannt, dass man es einfach als Qual empfindet, den Job weiterzumachen. Und als ich das für mich begriffen habe, habe ich einen Schlusstrich gezogen.

Die Menschenrechtsarbeit hat gelitten

Bei meiner ehrenamtlichen Tätigkeit bei Amnesty International habe ich auch einen Umbruch gemerkt. Das ist wie so eine Talfahrt gewesen. Als wir uns nicht mehr treffen durften, ist alles erstmal ein bisschen eingeschlafen. Da aber das Bedürfnis bei allen da war, weiterzumachen, wurde nach Alternativen gesucht. Wir haben uns dann irgendwann online getroffen. Aber ich würde sagen, das Virtuelle kann man super als Ergänzung nutzen, es ist aber kein Ersatz.

Moria oder die Aktion „Leave No One Behind“ waren vielleicht noch die einzigen zwei Sachen, die Corona in irgendeiner Hinsicht in den Nachrichten Konkurrenz machen konnten. Und auch das haben ja viele nicht mitbekommen.

Im ersten Lockdown hatte ich das Gefühl, dass die Menschenrechtsarbeit nicht mehr wirklich wahrgenommen wurde. Ohne Corona hätte man da deutlich mehr erreichen können. Ich denke, dass die Menschenrechtsarbeit im ersten Lockdown dadurch auf alle Fälle deutlich gelitten hat. Und im zweiten ... Du hast halt keine Präsenzsachen mehr. Trotzdem hat das Virtuelle auch seine positiven Effekte. Zum Beispiel werden jetzt von vielen Wissenschaftlern, Forschern oder Betroffenen Online-Vor-

lesungen bzw. Vorträge abgehalten, wo der Zugang frei ist und den wir jetzt wahrnehmen können. Wenn man davor in Wien oder München einen Vortrag ansehen wollte, musste man vor Ort sein. Jetzt klickt man einfach auf einen Link und ist dabei. Wir haben jetzt zum Beispiel auch unsere Jahresversammlung online abgehalten und auch online abgestimmt, was so niemals angedacht war. Und auch die Rolle von Social Media ... Ich war nie ein Freund davon. Ich verstehe jetzt aber mehr, wie wichtig das ist, weil man schnell Leute erreichen und schnell etwas in Bewegung setzen kann. Man kann ja selbst entscheiden, welche Sachen man abonniert. Und wenn man diese Selbstprofilierung nicht zwingend abonniert, sondern Vereinsarbeit, dann ist der Zugang zu aktuellen Themen dermaßen leicht und auch gut aufgearbeitet. Das sehe ich schon als Vorteil an. Also ich kann jetzt ein Stück weit die Begeisterung nachempfinden, auch wenn ich selbst immer noch keinen Account habe.

Im analogen Leben kannst du nicht zurückspulen

Ich finde es außerdem gut, dass die Uni so flexibel geworden ist. Diese pure Präsenzpflcht war noch nie mein Ding. Wenn ich mir morgens um 9 Uhr eine Vorlesung anhöre, weiß ich ganz genau, dass ich nicht so viel von dieser Vorlesung behalten werde, wie wenn sie um 16 Uhr stattfinden würde. Schon allein von der Zeit. Und dann hat man noch den Vorteil, dass die Vorlesungen aufgezeichnet und hochgestellt werden. Wenn man bei einer Präsenz-Vorlesung mal fünf Minuten abwesend ist, dann hat man eventuell elementare Informationen verpasst. Im analogen Leben kannst du nicht zurückspulen.

Das kannst du jetzt machen. Das zeigt doch, welche ergänzenden Methoden wir im Alltag nutzen können. Ich will gar nicht sagen, wir hören auf mit Präsenz, auf keinen Fall.

Aber wenn wir beides, Präsenz und Aufzeichnungen, hätten, das fände ich geil. Dann kannst du selbst entscheiden, ob du um 10 Uhr morgens die Vorlesung besuchst oder um 22 Uhr.

Aber ich kenne auch viele, die das beklagen und sagen, dass sie den geregelten Tagesablauf brauchen. Ich habe das immer eher als einengend empfunden.

So kann ich mir meinen Tagesablauf planen, wie ich das möchte.

Alleine Sport zu machen ist schwierig

Was ich aber sehr vermisse, ist der Fußball beim Roten Stern. Wir hatten bis Dezember noch gespielt und Mitte März hätte unsere Rückrunde angefangen. Das wurde dann natürlich abgesägt. Ab August durften wir wieder spielen. Aber als die Ansteckungszahlen Anfang November dann erneut hoch gingen, wurde halt der Sport wieder komplett eingestampft. Effektiv hatten wir zwei Monate Spielbetrieb, in de-



nen wir uns ein bisschen austoben konnten. Das ist wirklich Scheiße.

Und es ist halt auch bitter, weil die Profis bzw. alle, die an Meisterschaften teilnehmen, weitermachen können, bloß der Amateurbereich wurde komplett geschlossen.

Ich kann das auch ein Stück weit nachvollziehen, dass die weitermachen können. Trotzdem triggert einen das natürlich auch. Vor allem, wenn du dir gefühlt jeden zweiten Tag Fußball angucken könntest, aber du selber nicht spielen darfst. Das ist ein bisschen schräg. Und alleine Sport zu machen, ist schwierig. Ich bin schon ein Sportmensch, aber ein Teamsportmensch. Ich brauche die Leute um mich herum.

Daher werde ich den Fußball, aber auch Begegnungen im Allgemeinen oder den ersten Kneipenabend in einer Gruppe bestimmt viel intensiver wahrnehmen, wenn es wieder möglich ist. Vielleicht werde ich generell die alltäglichen Sachen, die wir damals niemals in Frage gestellt haben, bewusster wahrnehmen. Es hat einen ein Stück weit ja auch vereinsamt. Bei mir geht es ja noch im Vergleich zu alleinlebenden Menschen. Das stelle ich mir schon ganz schön ätzend vor.

Der Rückzugsort fehlt

Ich habe auch das Gefühl, dass man öffentliche Plätze digital nicht rekonstruieren kann, egal ob das jetzt eine Demonstration, ein Sportereignis oder ir-

gendein Festival ist. Die haben für mich, vielleicht auch weil ich sie gerade am meisten vermisse, einen anderen Stellenwert bekommen. Dazu gehört beispielsweise auch das Fußballfeld vom Roten Stern.

Fußball ist halt so ein wunderbares, subtiles Bindeglied zwischen den Sachen, die ich gerne mache. Der Rote Stern hat sich ja mit dem Anliegen gegründet, dass Fußball in Amateurligen nicht zwingend mit Rassismus verbunden sein muss. Ich finde das super spannend, weil du beim Fußball wirklich an die Basis gehst, wo du die Leute triffst, die so drauf sind. Es ist nicht so anonym wie eine Demo, wo irgendwelche Nazis rumlaufen. Es ist schon anders, weil man die Namen kennt und die Leute auch direkt sanktionieren kann. Es ist schon mehrfach passiert, dass wir Leute angezeigt haben, weil sich jemand hingestellt und einen Hitlergruß auf dem Spielfeld gemacht hat, um uns zu ärgern. Aber es geht nicht nur darum, die Leute anzuprangern, sondern auch vorzuleben, dass Fußball ganz anders sein kann.

Leider habe ich das Gefühl – vielleicht trägt da auch meine Wahrnehmung –, dass viele Asylsuchende in Halle rassistischer Gewalt ausgesetzt sind. Da braucht es einen Rückzugsort, wo sowas nicht passiert und wo man sich geborgen fühlen kann. Sprich, wenn ein Asylsuchender im öffentlichen Raum rassistisch beleidigt und angegangen wird, dann muss es ihn nicht komplett zerreißen, weil er hier beim Roten Stern einen Ort hat, wo er weiß, dass er willkommen ist und dass wir auch gemeinsam dagegen vorgehen können.

Ich glaube, dass das ungemein viel Halt und Selbstvertrauen geben kann. Und ich glaube, dass das den Leuten jetzt sehr fehlt.

Über das Wohl anderer entscheiden

Also was mir Angst macht, sind die ganzen Autokraten, die jetzt aus dem Boden schießen. Natürlich gab es auch schon vorher Menschen aus der Pegida-Ecke. Aber ich bin mir nicht sicher, ob das die gleichen Leute bei den Querdenker-Demos sind. Dass sich jetzt auf diesen Demos zwei Gruppen treffen, die früher nichts miteinander zu tun hatten und sich jetzt gegenseitig tolerieren, das finde ich bedenklich und krass.

Ich habe überhaupt kein Problem damit, dass es viele Leute gibt, die die Methoden der Eindämmung von Corona aufs Schärfste kritisieren und andere Ideen haben. Aber 40.000 Leute, die mitten in Leipzig ohne Maske kuscheln, das geht gar nicht!

Und dann muss einen Monat später ganz Sachsen geschlossen werden! Nun gut, ob das zwingend eine Analogie ist, weiß ich nicht, aber ich find's naheliegend. Ich finde das unglaublich dreist, dass diese Leute über das Wohl anderer entscheiden.

Konsequenzen? Ich glaube, es wird sich alles wieder sehr schnell einpegeln. Ich meine die sozialen Kontakte, die Treffen untereinander, ins Restaurant gehen, also die täglichen sozialen Dinge. Aber ich kann mir auch vorstellen, dass es ganz schön viele wirtschaftliche Konsequenzen geben wird und dass die soziale Ungerechtigkeit noch weiter gepusht wird. Für mich stellt sich auch die Frage, in wie weit diese soziale Ungerechtigkeit oder das Gefühl des alleingelassen Werdens sich dann in extremen Mei-

nungen widerspiegeln werden. Ich bin gespannt, ob das passiert oder nicht, aber es ist vorstellbar.

Gesunder Respekt

Ich persönlich habe jetzt nicht wirklich Angst vor dem Virus, aber vielleicht einen gesunden Respekt. Ich habe keinen Bock, das überstehen zu müssen. Ich versuche, wenn ich andere Leute treffe, also zum Beispiel meine Eltern, das Risiko für sie so gering wie möglich zu halten und eine besondere Vorsicht an den Tag zu legen. Ich habe auch mit dem Impfen überhaupt kein Problem. Das würde ich sofort machen. Aber ich gehe davon aus, dass es, bis ich dran bin, noch ewig dauern wird.

Katharina, 40, PR-Expertin & Landwirtin

2. Dezember 2020



Mir ging es so gut wie seit langem nicht mehr

Als am 12. März die Nachricht kam, dass ab dem darauffolgenden Tag die Schulen schließen würden, haben wir kurzerhand die Kinder ins Auto gepackt und sind aufs Land gefahren, um von Anfang an dem Lagerkoller zu entgehen. Wir planten, eigentlich nur ein paar Tage zu bleiben. Daraus wurden dann insgesamt zwölf Wochen. Die ganze Zeit von März bis Juni haben wir auf dem Hof meines Vaters verbracht. Unsere Kinder haben in dieser Zeit ein ganz enges Verhältnis zu ihrem Großvater entwickelt und umgekehrt. Es gab diesen Moment, in dem mein Vater zu mir sagte: „Alles, wofür ich früher für euch keine Zeit hatte, das mache ich jetzt mit den beiden.“ Das hat mich sehr gerührt.

Meine Arbeit für die Hochschule lief nebenbei aus dem Home Office weiter. Trotzdem blieb immer noch viel Zeit für uns als Familie. Und das war, gerade in diesem idyllischen Umfeld – der schwierigen Umstände zum Trotz – wie ein Geschenk.

Dann kam der Frühling und ich konnte es manchmal nicht fassen, wie gut es uns gerade geht. Vor allem, weil es in einem so krassen Kontrast zu den täglichen Nachrichten stand.

Jeden Tag die neuen Infektions- und Todeszahlen in den Nachrichten, der Lockdown, der für viele so viele Schwierigkeiten mit sich brachte. Und uns ging es dabei so gut. Ich hatte manchmal ein richtig schlechtes Gewissen, dass wir diese Zeit so genießen konnten. Natürlich war es immer auch sehr herausfordernd. 24 Stunden zusammensein, dazu die Arbeit, Homeschooling für die Große und die Beschäftigung für den Kleinen. Da lagen oft die Nerven blank. Aber mir selbst ging es, trotz der Anspannung, vor allem körperlich so gut wie seit langem nicht mehr. Die viele Bewegung, die frische Luft, der Frühling auf dem Land.

Die Erinnerung an diese Zeit ist sehr widersprüchlich. Einerseits wie in einer Blase, fern von unserem gewohnten Alltag und all den schlimmen Nachrichten aus der Pandemie. Andererseits aber auch eine Zeit, in der ich irgendwie ganz klar und bei der Sache war, ganz stark im Hier und Jetzt. Wir haben von Tag zu Tag gelebt in unserer neuen Alltagsroutine. Anfangs ging es sehr holprig, unsere Tochter hatte viel Heimweh und fragte jeden Tag, wann sie wieder in die Schule dürfte. Irgendwann waren wir aber angekommen. Manchmal wusste ich nicht mehr, welcher Tag war. Und es kam der Moment, in dem wir uns

ansahen und verwundert feststellten, wie vertraut uns das alles geworden war und wie fern uns unser Alltag „vor Corona“ erschien. Das alles war begleitet von dem intensiven Gefühl, wie privilegiert wir sind, in so einer schwierigen Situation es so gut zu haben und zudem auch abgesichert zu sein. Dafür bin ich dankbar.

Für mich ganz persönlich haben diese intensiven Wochen auf dem Hof ganz sicher dazu beigetragen, dass ich noch mal klarer meine Entscheidung treffen konnte, gerade jetzt meinem aktuellen Beruf den Rücken zu kehren und stattdessen als Landwirtin zu arbeiten.

Es ist ein lichterer Ort geworden

Der Ort, der für mich eine besondere Bedeutung bekommen hat, ist deshalb der Hof meines Vaters.

Es ist der Ort, der seit vielen Generationen meiner Familie gehört und an dem meine Ahnen immer schon Landwirtschaft betrieben haben. Ich habe das Gefühl, dass er jetzt ein bisschen mehr auch mein Ort geworden ist. Ich habe hier schon als Kind sehr viel Zeit verbracht, war aber eben immer nur zu Besuch hier und auch nie so lange Zeit am Stück. Früher hatten dieser Bauernhof und das große alte

